Karl

Danziger Sagen.

Gesammelt

von

O. F. Karl.

Heft II.

Danzig,
S. Anhuth.
1844.



An jeder guten Sage ist auch eine gute Sache und ihre Glaubwürdigkeit verdient Glauben.

Jahn: Runenblätter.

1.
Von dem Wirthe in Jerusalem.

Etwa 200 Schritte vor dem Olivaer Thore stand vor Zeiten ein Häuschen, „Jerusalem" genannt, in welchem jedem Deliquenten, den man hier vorbei zum Galgen führte, der letzte Labetrank gereicht ward.

Den Namen hat dieses Haus, so wie späterhin der Berg, von einem Gastwirthe Jerusalem erhalten, der einstens dort wohnte. Das war ein gar habsüchtiger und hartherziger Mann, und seine Geldgier verleitete ihn zu den größesten Lastern. Nicht allein hat er Reisende, die bei ihm Herberge nahmen, nach dem Gebrauche so vieler Gastwirthe, um ihr Geld geprellt, sondern es ergab sich auch später, daß mancher bei ihm einkehrende Kaufmann, mancher Viehhändler, um des leidigen Geldes willen, seinen

Tod durch die Hände Jerusalem's erlitten hatte. Sein einziges Kind, ein Sohn Kurt, hatte sich dem Kaufmannsstande gewidmet und befand sich schon seit seiner Jugend auf Reisen. Durch geglückte Unternehmungen in dem Süden Europa's war sein Vermögen zu einer bedeutenden Summe angewachsen. Da Kurt nun des bewegten Lebens überdrüssig wurde, beschloß er, fortan bei seinen Eltern zu wohnen und deren anscheinende Dürftigkeit, die Kurt für eine wirkliche hielt, durch sein redlich erworbenes Geld aufzuheben. Unerkannt kehrte er nach Danzig in das Haus seiner Eltern zurück Die Brust wollte ihm vor Wonne zerspringen beim Anblick der Stätten, wo er seine Jugendjahre verlebt hatte, seiner Eltern, die er so herzlich liebte, die ihm durch die lange vieljährige Trennung noch theurer geworden waren. Er war durch die Länge der Zeit seinen Eltern unkenntlich geworden, und sein unseliges Geschick veranlaßte ihn, die Entdeckung seiner Verhältnisse bis zu dem nächsten Tage aufzuschieben. Denn der Glanz der Goldstücke, mit denen Kurt noch an dem Abend seiner Ankunft die dargereichten Speisen und Getränke bezahlte, verblendete den alten Bösewicht, seinen Vater, in dem jede Stimme der Natur erstickt war. Seine Ermordung wurde beschlossen, und als

Kurt sich sorglos und voll süßer Hoffnungen auf die bevorstehenden, freudenreichen Tage dem Schlafe ergab, führte sein Vater den schwarzen Plan aus. Das Geld ward in Verwahrung gebracht und der Leichnam entkleidet, um begraben zu werden. Neugier trieb den Jerusalem an, die vorgefundenen Papiere des Ermordeten zu durchblättern, und da machte er die schreckliche Entdeckung, daß er der Mörder seines Sohnes sei. Voll Entsetzen wollte er sich größere Sicherheit verschaffen, sein Sohn hatte auf dem Nacken ein Muttermal; er eilte zum Leichnam und fand dieses Zeichen. Jeder Zweifel wurde durch diesen Umstand zerstört. Seine Gewissensbisse, die nagende Reue über die früher begangenen Schandthaten, trieben ihn an dem folgenden Tage, von dem sein ermordeter Sohn sich so viel Freude versprochen hatte, vor den Gerichtshof, wo er seine Schuld aufdeckte. Die verdiente Strafe erlitt er bald nachher.

(Löschin's Beiträge zur Geschichte Danzigs. Heft 3 S. 64.)

Dieselbe Sage bearbeitet von Z. Werner im 24. Januar.

2.

Von dem Springe*) in Heiligenbrunn.

Welcher Wanderer, der mühsam in der Sonnenhitze den Johannisberg erstiegen hat, und sich wieder zurück nach der Stadt wendet, hätte nicht gerne einige Züge aus dem eisesfrischen Quellwasser geschlürft, welches am Fuße des Berges munter hervorsprudelt, und mit den bunten Kieseln spielend, mit den lieblichen Blumen tändelnd, wie ein liebendes Kind seinem Vater, dem weltumschlingenden Ocean, entgegenhüpft? und wer hörte nicht gerne von den Eingebornen erzählen, was dieser Quell einst gewesen, welche Wunderkräfte in ihm schliefen?

So nehmlich erzählt uns die Sage:

Es lebte vor langer Zeit in Danzig ein reicher Kaufmann, dessen seltsam schöne Tochter das Unglück hatte, in einer schweren Krankheit ihres Augenlichts beraubt zu werden. Die geschicktesten Aerzte jener Zeit wandten vergebens all' ihre Kenntnisse an, um das Uebel zu heben, ihre Kunst konnte den Schleier nicht lüften, welcher über der Jungfrau

*) Spring ist die volksthümliche Benennung für Quelle.

Auge ausgebreitet lag. Ein Jahr verstrich, und als die allerregende Sonne wieder wärmere Strahlen auf die Erde herabsandte und den Eisespanzer der Flüsse und Bäche schmelzte und die Erde sich in ein lustiges Grün kleidete, wandelte das Mädchen die Lust an, ins Freie zu gehen, um die stärkende Frühlingsluft einzuschlürfen. Sie stieg, geleitet von ihren Eltern, den Johannisberg hinauf und hörte mit Wehmuth die Schilderungen ihres Vaters über die ewig neuen Schönheiten der Natur, die sich vor seinem Auge entfalteten. Auch sie hatte einst geschwelgt in jenen Reizen, uud mußte sich jetzt mit der Erinnerung und mit trockenen Berichten begnügen. Wer kennt den namenlosen Jammer eines Blinden, wer kann seinen Schmerz genugsam schildern und wenn er den Pinsel in die dunkelsten Farben tauchte und das traurigste Nachtgemälde entwürfe. Die Sprache reicht nicht aus, die Thräne allein ist der beredteste Zeuge des überwältigenden Schmerzes.

Und auch die edle Jungfrau konnte nur weinen! Die Thränen strömten reichlich über die Wangen, bis das Mädchen, von der Ermüdung überwältigt, einschlummerte. Fiebrisch wogte ihr Busen, heftig wallte ihr Blut und ihre Augenlider glühten.

Sorgsam beschäftigten sich die Eltern mit ihr und riefen einige Landleute, welche am Fuße des Berges Wasser aus der Quelle schöpften, herzu, um die heiße Stirne zu kühlen. Kaum benetzten sie die Schläfe und Lider mit dem kalten Elemente, so schien das Mädchen einige Erleichterung zu fühlen. Der Einfluß des erfrischenden Wassers besänftigte den inneren Sturm, sie schlug langsam das Auge auf und — wer fühlt ihr Entzücken — die Nacht war von ihr gewichen. Hier sah sie den liebenden Vater, dort die zärtliche Mutter und wieder dort — nein! sie glaubte zu träumen und schloß schnell das Auge wieder, um die liebliche Täuschung länger zu bewahren. Aber so oft sie auch aufblickte, sie sah, es war Wahrheit, ihr war das Augenlicht wieder geschenkt durch heilsame Wunderkräfte. Jubelnd sprang sie auf, hin zu ihrer Mutter, hin zu ihrem Vater. Alle drei sanken auf die Kniee und stammelten mit tiefgerührtem Herzen dem Herrn ein Dankgebet entgegen.

Der Ruf von den Heilkräften der Quelle verbreitete sich bald durch alle Gaue Preußens, man wallfahrtete zu ihr, wie zu einem Heiligenbilde, mancher unglückliche Blinde verdankte ihr seine Genesung.

Dem Dorfe in ihrer Nähe gab man den Namen Heiligenbrunn.

Nun gab es aber schon damals, wie zu allen Zeiten Spötter, welche den Einfluß unsichtbarer Naturkräfte läugneten und mehr den Verstand als den Glauben wollten gelten lassen. Einer derselben ritt auf einer blinden Mähre durch das Dorf und hörte im Kruge von den Wundern des Ortes. Anfangs wollte er den Leuten beweisen, wie ein solches Ereigniß unmöglich sei, da ihm aber Thatsachen entgegengestellt wurden, rief er höhnend: „Gut, so will ich meinem Gaule auch das wohlthätige Geschenk der Natur zu Theil werden lassen.“ Er ritt zur Quelle und begierig steckte das Roß den Kopf in das Wasser und badete sich mit sichtlichem Wohlgefallen. Neugierig und ungläubig bog der Reiter sich herüber, da schaute ihn das Pferd mit den klaren freudestrahlenden Augen an; entsetzt prallte jener zurück und in demselben Augenblicke fühlte er einen stechenden Schmerz in seinem Auge. — Er war blind — sein Unglaube gestraft.

Die Heilkräfte der Quelle schwanden von Stund' an, tausend Unglückliche fluchten dem Manne,

der dessen Ursache geworden war. Nur an den Namen knüpft sich die Erinnerung.

(Danziger Dampfboot pro 1840.)

3.

Von dem Komthur auf Herrengrebin.

Als der Hochmeister Ulrich von Jungingen im Jahre 1410 die Ordensgebietiger zu sich berief, um über den Krieg gegen Polen zu berathen, rieth der Komthur von der Burg Herrengrebin zum Frieden, ward aber als ein furchtsamer und zaghafter Mensch von den Andern verhöhnet, so daß er unmuthig heimkehrte und mit Widerstreben in den Krieg zog. Ist auch auf der Wahlstatt todt zurückgeblieben. —

Wie er aber zu seiner Burg hinauszog und gewappnet über den Schloßhof ritt, begegnete ihm der Kaplan, der ihn höhnisch fragte: Wem er in seiner Abwesenheit die Burg anvertrauen wolle. Er erwiderte hierauf im Unmuth und Zorne: Dir und

allen Teufeln, die zu diesem Kriege gerathen; und ritt eilends von dannen.

Von der Zeit an, als die Schlacht bei Tannenberg geschlagen und der Komthur gefallen war, begann auf dem Schlosse zu Herrengrebin ein solch gespenstiges Leben, daß kein Mensch darin bleiben, noch wohnen konnte. Denn so oft die Ordensbrüder sich zu Tische setzten, füllten sich alle Schüsseln und Trinkgeschirre mit Blut; wenn die Knechte in den Stall gehen wollten, kamen sie in den Keller und wußten nicht wie das geschah, wenn der Koch und sein Gesinde in die Küche gingen, fanden sie die Pferde darinnen; wenn der Kellermeister seine Geschäfte im Keller verrichten wollte, fand er statt der Wein- und Bierfässer Töpfe, Tiegel, Wassertröge und dergleichen Geschirre; also daß Niemand etwas arbeiten, noch verzehren konnte. Der neue Komthur selbst ward einmal von unsichtbaren Händen auf die Dachzinne gesetzt und nur mit Lebensgefahr heruntergeholt.

Da nun Niemand mehr in dem Schlosse bleiben wollte und aushalten konnte, verödete

und verfiel es und ward nie mehr als eine Ritterburg benutzt.

(Schütz u. Henneberger erzählen dies von Christburg. Fol 102. u. Pag. 46. Nach mündlicher Tradition auch in Herrengrebin. Vergl. Tettau, Volkssagen aus Preußen No. 97.)

4.

Von dem Bauer zu Nickelswalde.

Unter den Hochmeistern des deutschen Ordens Winrich von Kniprode und Ulrich von Jungingen, blühte ganz Preußen in nie wiedergekehrtem Wohlstande. Vor allen Orten war das Dorf Nickelswalde auf der frischen Nehrung berühmt durch seinen Reichthum und hier selbst ward wieder der Bauer Niklas für den reichsten gehalten.

Als nun einstens mehre deutsche Fürsten beim Hochmeister auf dem Schlosse Marienburg zum Besuche waren, wollten sie, angetrieben von dem Ruhm, welchen Niklas seines Reichthums wegen genoß, den-

selben mit ihrer Anwesenheit beehren. Die Rosse waren bald gesattelt und der Weg nach Nickelswalde in einigen Stunden zurückgelegt. Es waren der Herren aber dreizehn, der Hochmeister nehmlich und zwölf deutsche Fürsten. Niklas, dem dieser Besuch vorher angekündigt war, empfing die Gäste ehrerbietigst an der Thürschwelle, umgeben von seinen Knechten und Mägden, die in aller Eile den Sonntagsstaat angelegt hatten. Ein Mittagsmahl war bald bereitet und nachdem die fremden Herren Felder, Gärten, Stallungen und das Vieh des Bauern angesehen hatten, gingen sie zur Tafel. Auf dieser strotzte Alles von Reichthum, die Teller waren schier silbern, imgleichen die Pokale, und der Wein so vortrefflich, daß mancher deutsche Herr ihn noch nicht so schön mochte getrunken haben in seinem eigenen Lande. Nur eins befremdete die Gäste; statt der Stühle standen rings um den Tisch dreizehn Tonnen, auf denen sie sitzen mußten. Darüber befragte nun der Hochmeister den Bauer Niklas, welcher in ehrerbietiger Ferne an der Thüre stand und den Mägden die Besorgung der Tafel anbefahl: Niklas, sagte er, Du siehst uns schier verwundert über Deine Wohlhabenheit, sage uns aber, aus welchem Grunde Du uns nicht Armsessel besorgt hast,

wie es unserm Stande gebührt, warum Du uns vielmehr nur solche elende Tonnen vorgesetzt hast? „O! gnädiger Herr — entgegnete Niklas und blickte mit Schlauheit die Gäste an — wie könnte ich wohl meinen edlen Gästen armselige Sessel hinstellen, ist mir doch eine dieser Tonnen mehr werth, denn hundert solcher Stühle." Und als die Herren, erstaunt über diese Worte, sich schweigend anblickten und den Sinn der Rede nicht fassen konnten, fuhr Niklas fort: „Wenn ich mich erdreisten darf, die Herren um eine Gnade zu ersuchen, so bitte ich sie, die Deckel von den Tonnen aufzuheben." Es geschah, und siehe! zwölf dieser Tonnen waren bis zum Rande voll glänzender Goldstücke, die dreizehnte zur Hälfte. Lange schwiegen alle Gäste, einen solchen Reichthum hatten sie, ungeachtet des weit verbreiteten Rufes des Wirthes nicht erwartet, endlich aber befahl der Hochmeister, daß noch am nächsten Tage auch die dreizehnte Tonne aus seiner Schatzkammer gefüllt werde. —

Jetzt ist Nickelswalde ein armes Dorf, größtentheils von Fischern bewohnt. So ändern sich die Zeiten.

(Volkserzählung. — Schütz Fol. 97. Henneberger S. 336. Euricke 141. Vergl. Tettau: Volkssagen aus Preußen u. Litthauen No. 93)

5.

Von der versunkenen Stadt Hela.

Hela ist ein armes kleines Städtchen am äußersten Ende der Landzunge, welche nordwärts von Danzig sich tief in das Meer erstreckt. Noch träumen die Bewohner des Ortes von den vergangenen Herrlichkeiten ihrer Stadt, hoffen auf eine Rückkehr des früheren Glückes und finden darin einen Trost in ihrer Armseligkeit.

Einige Tausend Schritte nehmlich östlich von Hela, wo jetzt die schäumenden Wellen manchem Schiffer im Angesicht des schützenden Hafens ein kühles Grab bereiten, hat vor vielen hundert und wieder hundert Jahren eine Stadt gestanden, welche im Reichthum mit allen Orten des nördlichen Europa's wetteifern konnte. Die Einwohner trieben einen gar großen Handel über alle Meere, und ihre Läden waren gefüllt mit den kostbarsten Stoffen aller Zonen. Da schauete man die herrlichsten Spezereien aus Arabien, Perlen aus dem entlegenen Indien und Gold aus dem heißen Afrika, ja, der Reichthümer war eine solche Masse vorhanden, daß man des Silbers,

das in jetzigen Zeiten doch für ein so kostbares Gut gehalten wird, nicht sonderlich achtete, und es gleich den unedlen Metallen handhabte. Wie aber der Wohlstand meistens zur Arbeitsscheu und diese zu einem unzüchtigen Leben führt, so erging es auch in Hela, dessen Bewohner in die Laster der größten Wollust und Ueppigkeit fielen und gleich einem zweiten Gomorrha durch ihre ruchlose Thaten die Strafe Gottes auf sich herabzogen. Und sie entgingen derselben nicht, denn einstmals stürzten die Meereswogen über die Stadt hin und verschlangen sie mit allen unermeßlichen Schätzen. Das ist geschehen in der Nacht vom ersten zum zweiten Pfingstfeiertage.

Wer nun am ersten Festtage um das Vorgebirge der Halbinsel schifft, kann tief auf dem Meeresgrunde die ganze Stadt in ihrer Herrlichkeit erschauen, mit den marmornen Palästen und den goldenen Tempelkuppeln. Auf den breiten Straßen sieht man ein wundersam geschäftig Treiben. Da wandeln ergraute Männer bedächtig einher, angethan mit schwarzen, Mänteln, geschmückt mit goldenen, langen Ketten und bewehrt mit einem zierlichen Degen. Auch Jungfrauen sieht man auf und niederschreiten, hohe, schlanke Gestalten, aber in unzüchtigen Kleidern

mit entblößtem Busen und Nacken, die Blicke rechts und links werfend, um die Jünglinge an sich zu locken. Auch schauen sie zuweilen auf, nach der Meeresoberfläche und da ist mancher junge Fischer von der Hoffnung hingerissen, daß ihm bei diesen Weibern ein neues Liebesglück erblühen werde, und hat sich in das Wasser hinabgestürzt, so daß er nimmer wieder gesehen ward. Denn wen die verzauberte Stadt erst einmal in ihre Mauern aufgenommen hat, dessen Leichnam giebt sie niemals mehr heraus.

Aller dieser Wunder kann man nur am ersten Pfingstfeiertage ansichtig werden, nur dann ist das Wasser so klar, und die Luft so rein, daß man in einzelnen Momenten die Glocken der versunkenen Stadt kann läuten hören. Aber so wie die Sonne sich unter den Horizont gesenkt hat, schichten sich schwarze Wolken am Himmel und ein furchtbarer Nordostwind wühlt das Meer auf und peitscht die Wellen gegen das kahle Ufer. Wehe dem Fischer, welcher sich auf dem Meere verspätet, er muß eine Beute des aufgeregten Elementes werden, und selbst größere Schiffe vermeiden es gerne, in dieser Nacht um die Landzunge zu segeln. Und wenn der Pfingst-

montag anbricht und der Sturm ausgetobt hat, ist das schöne Zauberbild verschwunden.

(Volkserzählung. Vergl. Temme's Volkssagen aus Pommern u. Rügen. No. 14. und Wolf's Niederländische Sagen No. 22. u. No. 306.)

6.

Von dem Deichgeschwornen zu Güttland.

Vor vielen Jahren bekleidete im Danziger Werder im Dorfe Güttland ein entschlossener, einsichtsvoller und allgemein beliebter Mann das Amt eines Deichgeschwornen. An einem Frühlingstage entstand eine Stopfung des Eises in der Weichsel, mit jeder Minute stieg das Wasser und die Gefahr. Der Deichgeschworne, der einen prächtigen Schimmel ritt, sprengte auf und nieder, überzeugte sich überall selbst von der Gefahr, und gab zu deren Abwehr die richtigsten und angemessensten Befehle; dennoch unterlagen die Kräfte der Menschen im Kampfe mit der aufgeregten Natur. Das Wasser fand durch den Damm einen Durchweg, und schrecklich war die Verheerung, die es anrichtete.

Mit niedergeschlagenem Muthe kam der Deichgeschworene im gestreckten Galopp beim Durchbruche an, durch den sich das Wasser mit Getöse und furchtbarer Gewalt auf die ergiebigen Fluren ergoß; laut klagte er sich an, auf diese Stelle nicht genug Acht gegeben zu haben und sah darauf einige Augenblicke still die grause Scene an; dann schien ihn die Verzweiflung in vollem Maaße zu ergreifen, er drückte seinem Schimmel die Sporen in die Seite, ein Sprung — und Roß und Reiter verschwanden im Abgrund.

Noch haben beide nicht Ruhe gefunden. Sobald bei den Eisgängen in der Nähe jenes Dammbruchs Gefahr vorhanden ist, können die Eiswächter und die nächtlich Reisenden deutlich das weiße Pferd und den Reiter sehen, die im scharfen Trabe den Damm auf und nieder jagen.

(Greif's Erzähler pro 1838, Bd. 1.)

7.

Von dem Fischmeister auf der Scharpau.

Auf der Scharpau war einst Wilhelm v. Tossenfeld in seinen jungen Jahren Fischmeister. Da zu jener Zeit der Störfang gering war, verbot er seinen Fischerknechten bei Todesstrafe, keinen Stör zu zerhauen, sondern er wolle ihnen ihren Antheil bezahlen. Aber die Fischer hatten früher das Recht gehabt zu Zeiten einen Mittelfisch zu zerhauen, davon zu sieden und zu braten und an diejenigen, welche ihnen einen oder mehre Krüge Bier brachten, zu verschenken.

Als sie nun eines Tages wußten, daß solcher Gäste viele kommen würden, rieth ihnen der Koch, einen größeren Fisch zu zerhauen und zu braten. Also zerhieb der Koch einen Hauptfisch von fünf Ellen, bereitete, kochte und verschenkte ihn. Wie er kurze Zeit darauf einige Fische zu dem Meister brachte, klagte er gegen diesen über der Fischerknechte Untreue und beschwerte sich, daß sie ihn neulich einen Fisch zu zerhauen gezwungen hätten. Nachdem die Fischerei vorüber war und die Fischerknechte abgelohnt

werden sollten, fragte der Fischmeister sie: ob sie auch wider sein Gebot gehandelt hätten. Da antworteten sie, wie sie zu Zeiten von ihrem Theile gegessen, auch anderen Leuten mitgetheilt hätten, wie sein Gebot wider Gott und alles Recht streite und sie es nicht halten dürften, sie auch nicht gesonnen wären jemals seinem Befehle zu folgen. Da die Knechte also frei bekannten, ließ der Meister sie zufrieden und fragte den Koch: wer den großen Fisch gerissen, und wie der Koch antwortete, daß er es gethan hätte, fragte der Fischmeister weiter: ob er auch davon gegessen habe. Der Koch antwortete: er hätte sich zwar des Diebstahls gegen seinen Herrn nicht gern theilhaftig gemacht, hätte sich aber auch gegen die Fischerknechte nichts dürfen merken lassen und hätte von der Juche (oder Suppe) gegessen, den Fisch jedoch nicht angerührt. Da hielt ihm der Fischmeister vor, wie er angegeben: die Fischerknechte hätten ihn zum Zerreißen gezwungen. Als die Knechte dieses höreten, wurden sie unwillig und sagten, er hätte sie vielmehr zum Fischreißen zu- als abgerathen. Da fället der Fischmeister das Urtel: wollten sie den Suppenschmecker henken, so wollte er ihnen solches zulassen, thäten sie es nicht, so sollte er sie henken. Die Fischerknechte bedachten sich nicht lange, führten den Koch vor die

Festung und hingen ihn an einen Pappelbaum. Da kam das Sprüchwort in's Land:

Wer die Suppen aß, ward gehangen,
Die den Fisch aßen, sind leer davon gegangen.

Curike: Der Stadt Danzig historische Beschreibung. S. 142 — Henneberger, S. 417.

8.

Von dem ungerechten Bürgermeister.

Ein Bürgermeister der Stadt Danzig wollte eine Heirath zwischen einem Kaufmanne und einer Dirne stiften, mit welcher er lange Zeit im verbotenen Umgange gestanden hatte, um diesen noch dreister und unbemerkter fortsetzen zu können. Da aber der Junggeselle die Absicht des Bürgermeisters wohl merkte, auch Jedermann von den früheren Verhältnissen wußte, schlug er sein Anerbieten gänzlich ab, was jene beiden gar sehr verdroß und ihren Zorn gegen ihn erweckte.

Nicht lange Zeit darauf ward der Kaufmann durch lose Buben, welche der Bürgermeister gedungen

hatte, vor Gericht gestellt und des Diebstahls bezüchtigt. So viel er auch leugnete und seine Unschuld betheuerte, so sehr es auch an Beweisen wider ihn fehlte, ward er dennoch auf Veranlassung des Bürgermeisters tyrannischer Weise zum Tode verurtheilt. Als er nun zum Richtplatze bei dem Bürgermeister vorbeigeführt wurde und er sich wohl bewußt war von woher sich dessen Haß gegen ihn schreibe, wandte er sich an ihn und sprach:

„Also muß ich unschuldig sterben und finde in der Welt keine Rettung bei den ungerechten Richtern, so wende ich mich an den, welcher über mich und dich zu Gerichte sitzet, und lade dich hiermit in der vierzehnten Nacht nach meinem Tode vor des Allerhöchsten Richterstuhl, um Rechenschaft abzulegen über dein schändliches Verfahren gegen mich."

Der Bürgermeister achtete dieser Rede nicht sonderlich, lebte vielmehr noch wilder als zuvor, um allen Unmuth von sich abzuwehren.

Am dreizehnten Tage aber nach der Hinrichtung ward er nach dem Abendessen plötzlich krank, und nachdem er überlaut aufgeschrien: „Er müsse vor Ge-

richt erscheinen und sehe den ermordeten Jüngling auf ihn warten und ihn zu sich winken," verschied er unter den heftigsten Verzuckungen.

(Schütz, historia rerum prussicarum. — Vergl. Wolf No. 313)

9.

Von den Bauern zu Lichtenau.

Die Bauern zu Lichtenau lebten unter der Herrschaft des deutschen Ordens in solchem Reichthume und solcher Ueppigkeit, daß sie das Wohlleben zur Gottlosigkeit und zu den ruchlosesten Thaten verführte, unter welchen die Sage uns die nachstehende aufbewahrt hat.

Ein Jakobsbruder, welchen seine Pilgerreise durch Lichtenau führte, kam in den Krug, woselbst die meisten Bauern bei einander zechten. Diese, welche noch nie einen solchen Mönch, dessen Kleider überall mit Muscheln behängt waren, gesehen hatten, luden ihn zu sich und tranken ihm jedermänniglich

so stark zu, daß der Bruder bald berauscht ward. In der Trunkenheit nun fing er an, sich zu rühmen, welche weiten Reisen er gethan, wie er zu St. Jago de Compostella gewesen, was er Alles gesehen, wie er überall liebreich aufgenommen sei. „Aber — sagte er — noch nirgend habe ich gottlosere Leute gesehen, als Euch heillose Bauern in diesem Dorfe, die ihr den fremden Pilger so wenig mit Almosen beschenket. Deshalb rufe ich zu meinem Herrn Sanct Jacob, daß er Euch Pestilenz, Eurem Viehe Seuchen, Eurem Acker Unfruchtbarkeit herniedersenden und Euch so lange plagen möge, bis ich Euch durch mein Gebet wieder erlöse.“

Darob lacheten die Bauern, fragten ihn: ob er nun auch etwas essen wolle, da er — wie ihnen dünke — genugsam getrunken hätte, und setzten ihm etliches gekochtes Fleisch vor. Er aber erwiderte: „Nein, damit werdet Ihr St. Jacob nicht wieder versöhnen, Ihr müsset ein gutes und herrlich Gebratenes geben, damit Ihr seine Gnade wieder erlangt.“

Da gedachten die Bauern, den Mönch für seinen Hochmuth zu strafen, beriethen mit einander,

packten ihn, banden seine Hände und Füße, knebelten ihm den Mund, banden ihn nackt an einen Spieß und legten ihn über Feuer, indem sie ihn mit Butter beträpfelten und spottend riefen:

Wohlan, bald sollst du ein ehrlich Gebratenes haben. Während dessen läuft ein Hase (wie manche bedünkt, war es der leibhaftige Satan in solcher Gestalt, den es nach den Seelen des Pilgers und der Bauern gelüstete) durch den Krug, macht ein fürchterlich Getöse, so daß alle Bauern aufspringen und hinter ihm laufen um ihn zu fangen. Und als sie an den Heerd zurückkamen, war der Mönch am Spieße eines elendiglichen Todes gestorben.

(Schütz, Fol. 98. — Henneberger, Erklärung der Preußischen Landtafel. Pag. 258 Hartwich: Beschreibung der drei Werder S. 521.)

10.

Bündniß eines Schulmeisters mit dem Bösen.

In einem Städtchen in der Weichselniederung lebte einst ein Schulmeister, welcher die schwarze Kunst betrieb, und sich den Teufel dienbar gemacht hatte, so daß ihm dieser allnächtlich ein Weib herbeischaffen mußte, welches er auch immer verlangen mochte. Nun wohnte dort ein Bürgermeister, der hatte eine feine sittsame Tochter, auf welche der Schulmeister sein Begehr richtete. Nach seinem Befehl entführte der Teufel die Dirne um Mitternacht, brachte sie zu ihm und trug sie Morgens durch die Luft wieder heim. Das Mädchen klagte ihren Eltern das Unglück und bat, in der nächsten Nacht sie zwischen ihnen zu nehmen und sie vor der Gewaltthat zu schützen. Als aber die Mitternachtsstunde heranrückte, ward dennoch das Mädchen von unsichtbaren Händen hinweggerissen und Morgens wiederum an ihre Lagerstätte gelegt. Der Vater fragte die Tochter, ob sie nicht wüßte in welches Haus man sie schleppe, und konnte nichts weiter von ihr erfahren, als daß das Haus unweit der Kirche liege, über welche sie getragen

worden. Da gab er ihr in der nächsten Nacht einen Knäuel Garn und gebot ihr, denselben fallen zu lassen wenn sie durch das Fenster geführt würde. Dies geschah. Am andern Morgen ging der Bürgermeister auf den Kirchhof und fand den Knäuel vor des Schulmeisters Haus.

Und als wieder in der nächsten Nacht das Mädchen trotz Klagen und Jammern und trotz all ihres Widerstrebens hinweggeschleppt wurde, nahm ihr Vater eine Wache, und ging in des Schulmeisters Haus, den er mit seiner Tochter in der Kammer fand. Alsbald befahl er dem mitgekommenen Henker, daß er den Bösewicht fortführe und tödten möge. Nur sollte er vorher noch bekennen, daß er seine Schändlichkeiten ohne und wider den Willen des Mädchens vollführt habe. Der Schulmeister genügte diesem Begehr, erbot sich auch das Mädchen zu heirathen und ihr so die geraubte Ehre wieder zu geben. Als ihm dieses abgeschlagen, bat er die Dirne um Verzeihung und um ein Zeichen ihrer Vergebung. Mit Bewilligung ihrer Eltern gab sie ihm das Knäuel Garn, da sie nichts anderes bei sich trug. Kaum hatte jener aber das Knäuel in Händen, so warf er es mit einer Hand in die Höhe, umschlang das Mädchen mit

beiden Armen, murmelte einige fremde Worte und ward mit ihr hinaufgezogen, so daß Niemand wußte, wo sie geblieben.

(Henneberger, Erklärung d. Preußischen Landtafel. Pag. 477.)

11.

Stein in der Ringmauer.

Mehre Danziger Bürger saßen eines Abends versammelt im Gasthause des Schießgartens und pflegten sich waidlich bei einer Kanne Putziger Bier, als ein Müller vom Lande, aus der Stadt heimkehrend, hier vorbeifuhr. Er hatte in Danzig einen Mühlenstein gekauft, den er jetzt nach Hause brachte. Wirth und Gäste, denen er bekannt war, luden ihn ein, sich zu seiner Reise noch vorerst durch eine Kanne Bier zu stärken, und in solchen Fällen bedurfte der Müller nur eines Winkes, um sogleich Folge zu leisten. Es ward allmählich ganz finster, und da der Müller fürchten mußte, in der Nacht auf den schlechten Wegen Schaden zu leiden, bestellte er bei dem

ihm befreundeten Wirthe ein Nachtquartier, spannte die Pferde ab und führte sie in den Stall. „Wo bleibt aber der Mühlenstein?“ fragte ihn der Wirth, als Beide wieder in die Stube zu den andern Gästen zurückgekehrt waren. „Ei nun, der mag auf der Straße liegen bleiben — entgegnete der Müller scherzhaft - und wer Lust und Kraft genug hat ihn zu stehlen, mag ihn als sein eigen behalten.“

Wie staunte am andern Morgen der Müller, als er seinen Mühlstein nicht mehr vorfand und der Wagen vor der Thüre leer war. Mehre der Gäste, welche seine Aeußerung am gestrigen Abend gehört, hatten beim Heimgang sich mit einander besprochen und durch vereinte Kraft den Mühlstein bis in die Stadt gerollt. Der Müller, gebunden an sein Wort, überließ den Stein den Bürgern, und diese schenkten ihn wiederum der Stadtgemeinde, welche ihn bei dem Neubau einer Strecke der Stadtmauer benutzte. Noch jetzt sieht man ihn in der Ringmauer am Festungsgraben nördlich vom hohen Thore.

(Nach den Mittheilungen eines Landmannes.)

12.

Zwei Pferdeköpfe als Wahrzeichen.

Als das Licht der Reformation aus dem Herzen Deutschlands seine segnenden Strahlen über das ganze Land verbreitete, sah man auch in Danzig bald die Vortrefflichkeit der neuen Lehren ein und beschloß, einige Kirchen dem Gottesdienst nach den geläuterten Lehren einzuräumen. Viele zwar widersetzten sich dieser Ketzerei — wie es genannt wurde — und unter ihnen besonders ein alter Rathsherr, ein eifriger Anhänger der katholischen Religion.

In einer Versammlung des Rathes ward wiederum heftig über diesen Gegenstand gestritten, und jener Rathsherr verweigerte mit Hartnäckigkeit seine Genehmigung zum Einräumen einer Kirche. „Diese neuen Irrlehren — so schloß er seine Rede — werden verweht werden wie Spreu vom Winde, und eben so wenig wie es möglich ist, daß mich meine beiden Schimmel bei der Heimkehr aus dem Bodenfenster meines Hauses mit fröhlichem Wiehern begrüßen werden, eben so wenig werden jene Ketzer um sich greifen.“

Die Sitzung ward aufgehoben. Als aber der Rathsherr sich seiner Wohnung näherte und gleichsam im Triumphe nach dem Giebel hinaufschauete, siehe da steckten seine beiden Schimmel die Köpfe zum Bodenfenster hinaus, und wieherten, als sie seiner ansichtig wurden, ihm lustig entgegen. Alsbald ging der Rathsherr in sich, und aus dem hartnäckigen Gegner der Lutherischen Lehren ward er einer ihrer rüstigsten Vertheidiger.

Zum Andenken an jenes Wunder aber ließ er zwei Pferdeköpfe an dem Giebel seines Hauses in Stein aushauen, wie man sie noch heute in der Jopengasse sehen kann.

(Volkserzählung. — Weit verbreitete Sage, namentlich in Magdeburg u. a. Orten.)

13.

Von dem versteinerten Brode.

Von dem Steine in der St. Marienkirche, welcher die Gestalt und den Geruch eines Brodes hat und von welchem ich bereits früher berichtet habe, wird

abweichend von jener noch eine andere Sage erzählt, die ich nachstehend wiedergebe.

Es lebte in Danzig eine Frau, die ein schönes Kind hatte und dieses über alle Maaßen um seiner Schönheit willen liebte und beinahe abgöttisch verehrte. Zu der Zeit brach eine große Theuerung in das Land ein, so daß das Brod fast nicht zu erschwingen war. Als nun einst die Frau ausgegangen war, um Semmelbrod für sich und ihr Kind zu holen, fand sie bei der Rückkehr, daß sich das Kind unrein gemacht hatte. Die Frau war zu bequem, ein Tuch herbeizuholen, wollte aber das Kind nicht so liegen lassen, und nahm deshalb die Krume aus der Semmel, um das Kind damit zu reinigen. Aber zur Strafe für eine solche Sünde, da sie mit dem Brode einen Armen hätte erquicken können, verwandelte sich das Brod in ihren Händen zu Stein, so daß die Frau, ohne es zu merken, dem Kinde Haut und Fleisch wegwischte. Das Kind starb an der Verwundung und die Frau verfiel über diesen Verlust in Wahnsinn, der Stein aber ward aufbewahrt und wird noch den Besuchern der Kirche gezeigt.

(Tettau u Temme's Volkssagen aus Preußen, No. 213 nach Simon Grunau Chron. Tract. XIV. cap. 11. — Lucas David, Thl. VII S 43. — Vergl. Grimm's deutsche Sagen I. 240.)

14.

Wie ein ungetreuer Liebhaber bestraft wurde.

Vor noch nicht langer Zeit hatte ein Soldat in Danzig ein Mädchen durch Vorspiegelung von süßer Liebe und unter dem Versprechen, sie dereinst als ehelich Gemahl heimzuführen, sich zu eigen gemacht, so daß sie ganz sich ihm ergeben hatte. Als er aber seine Lust befriedigt hatte, zog er sich zurück und wies das Mädchen, welches ihn um Erfüllung seines Versprechens anflehte, mit rauhen Worten zurück. Da ergrimmte die Dirne, ging zu einer klugen Frau (so werden die Kartenschlägerinnen genannt) und fragte diese, wie sie an dem ungetreuen Liebhaber sich rächen könne. Ihr wurde die Weisung, sie solle in der nächsten Mitternacht aus einem neuen Spiele Karten den Herz-Buben herausziehen, mit der Nadelspitze das Herz in der linken Ecke durchstechen und dabei die Worte sagen:

„Weil du mir das Herz gebrochen,
Habe ich dein Herz durchstochen.“

Das Mädchen folgte dem Rathe der klugen Frau und als sie die Karte durchstach, quoll ein großer Tropfen Blutes aus dem Loche hervor.

Jener Soldat aber saß zu derselben Stunde bei einem Gelage, als er plötzlich mit dem Ausrufe: „Jesus Maria" umfiel und unter heftigen Schmerzen verschied. Wie die Kameraden sich von dem ersten Schrecken erholt hatten, und zusehen wollten, ob noch eine Rettung möglich sei, fanden sie eine frisch blutende Wunde in dem Herzen des Soldaten.

Also ergehe es allen treulosen Wollüstlingen.

(Volkserzählung. — Vergl. Wolf's Niederländische Sagen. No. 410.)

15.

Die entheiligte Christnacht.

Im Jahre 1517 begab sich in der heiligen Christnacht zu Danzig bei den weißen Mönchen ein junger Mönch, Namens Gregorius, mit einem Hunde hinter den Hochalter, um den Zehnten, welchen er in Empfang genommen, nachzuzählen. Als er noch hiemit beschäftigt war, kam der Teufel und schleppte ihn, ohne Ansehn des heiligen Gewandes, womit er bekleidet war, hinter dem Altare hervor und verbrannte

ihm den Arm, mit welchem er das Geld gezählet. So ward Gregorius am folgenden Morgen von den Mönchen, als sie zur Frühmesse kamen, gefunden. Der Arm verbreitete einen so unerträglichen Geruch, daß er gänzlich abgenommen werden mußte. Der Hund aber lag todt an des Mönches Seite.

(Aus Tettau's Volkssagen Preußens. No. 129. — Nach Danziger Chronik von Albert Kattenhöver.

16.

Strafe des Kirchenraubes.

Als bei der Kirchenwandelung in Danzig die dortigen Kirchen meist ihres Schmuckes beraubt wurden, hatte auch Jemand einen mit Gold und Seide durchwirkten Altarvorhang entwendet und ihn zum Lailach (?) gebracht. Aber nicht nur starb er selbst gleich nach dieser That, sondern auch neun andere, die sich nach einander dieser Bettdecke bedienten, wurden ebenfalls von einem jähen Tode weggerafft. Der eilfte endlich glaubte die Ursache hiervon in der Altar-

decke zu finden und brachte solche in die Kirche zurück, worauf denn auch kein Unglücksfall sich ferner im Hause ereignete.

(Aus Tettau's Volkssagen Preußens. No. 131. — Nach Leo historia Pruss. Pag. 436.)

17.

Großes Unwetter in Danzig.

Im Jahre 1486, am Tage der Heimsuchung Mariä, war ein greuliches unerhörtes Wetter, fünf Stunden während, also, daß man nicht anders meinte, die Stadt würde untergehen. Es blitzte unaufhörlich, in die Stadt fielen Funken wie von glühendem Eisen, wenn der Schmidt es hämmert, und darauf kam ein unerhört starker Regenguß. Man hatte feurige Keulen auf dem Hagelsberge laufen sehen, feurige Schwerte in den Wolken bemerkt, und Stimmen der Teufel gehört: „Laß gehen, es sind die Unsern," so wie andere: „Ich kann nicht um der geweihten Hunde willen." In allen Kirchen war

Volk, das heulete, weinete, that großes Gelübde, läutete alle Glocken, so daß etliche zersprungen, etliche in Wellen sich entzündeten.

(Henneberger. S. 80.)

18.

Von dem Wärwolfe.

Es giebt auch in unserer Gegend Wärwölfe, das sind Menschen, welche sich durch zauberische Mittel zur Nachtzeit in reißende Thiere zu verwandeln vermögen und in dieser Gestalt Menschen und Vieh anfallen, tödten, und das warme Herzblut trinken. Man hört noch in vieler Leute Mund folgende Geschichte:

Ein Jäger aus der Stadt ging einst Abends mit dem Gewehre über Feld. Da nahete sich ihm plötzlich ein unnatürlich großer Wolf, welcher mit Zähnefletschen auf ihn zusprang und ihn zu packen drohte. Der Jäger aber blieb bei kaltem Blute, lief hinter einen Baum, zielte auf den Wolf und durch-

schoß ihm den rechten Vorderfuß, so daß der Wolf heulend und mit vielem Geschrei zurücklief. Der Jäger wollte sich den schönen Pelz zu eigen machen, verfolgte die Blutspuren und sah, daß sie vor einer kleinen, im Walde belegenen, Hütte aufhörten. Er trat hinein und fand eine Frau beschäftigt, die rechte Hand ihres Mannes, welche blutend und zerschmettert herabhing, zu verbinden. Da erkannte der Jäger in diesem Manne den Wärwolf, welchen er auf offenem Felde verwundet hatte. Und er machte alsbald die Sache ruchbar, der Mann ward von der Behörde eingezogen und bekannte seine Schandthat, worauf er lebendig verbrannt wurde.

Aehnlich müssen alle Wärwölfe enden, wenn sie unschädlich gemacht werden sollen, begräbt man sie aber, so finden sie auch unter der Erde keine Ruhe. Wenige Tage nach der Beerdigung wachen sie im Grabe auf und fressen das Fleisch von ihren eigenen Händen und Füßen ab, und wenn sie nichts mehr an ihrem Körper verzehren können, steigen sie zur Mitternachtsstunde aus dem Grabe hervor, gehen in die Herden und rauben das Vieh oder sie steigen auch gar in die Häuser, legen sich zu den Schlafenden und saugen diesen das warme Herzblut aus.

Hat der Wärwolf sich gesättigt, so steigt er wieder in sein Grab zurück. Die Leichname der Getödteten findet man aber des anderen Tages frühe in den Betten und nur eine kleine Bißwunde auf der linken Seite der Brust zeigt die Ursache ihres Todes an.

So war vor noch nicht langer Zeit im Dorfe Grabau, unfern Danzig, ein allgemeines Sterben, und namentlich Jungfrauen in der ersten Zeit ihrer Blüthe mußten dem Tode anheimfallen. Die Leichname der Gestorbenen hatten sämmtlich die kleine Wunde am Herzen. Da beriethen sich die Aeltesten des Dorfes, wie dem Uebel abzuhelfen sei und die Erfahrenen riethen, die Gräber und Särge auf dem Kirchhofe zu öffnen und nachzusehen, ob ein Wärwolf unter der Erde läge. So geschah es, alle Leichname waren aber bereits in Verwesung übergegangen bis die Bauern an ein Grab kamen, dessen Hügel ganz frisch aufgeschüttet zu sein schien. Sie scharrten die Erde ab, öffneten den Sarg und fanden den Leichnam eines bereits vor einem Jahre Gestorbenen noch ganz frisch und wohlbehalten liegen. Nur an den Armen und Beinen waren Stücke Fleisch ausgerissen und an den Lippen klebte frisches Blut. Da nahm einer der Anwesenden den Spaten und stach dem

Leichname den Kopf ab und sogleich zerfiel der ganze Körper in Asche, und ein leises, dumpfes Stöhnen erscholl in der Gruft.

Von dem Tage an aber endigten die nächtlichen Wanderungen des Wärwolfes.

(Mündlich. — Vergl. Grimm's deutsche Sagen No. 213 — Temme No 258 — Wolf No. 501. Kuhn's Märkische Sagen No. 243.)

19.

Von den Unterirdischen.

Es giebt auch in unserer Gegend Kobolde, die vom Landvolke „Unnererdschkens“ (Unterirdische) genannt werden. Das sind kleine mißgestaltete Wesen, welche von Zeit zu Zeit, in den possierlichsten Trachten gekleidet, aus ihren Höhlen an das Tageslicht kommen, um den Menschen allen erdenklichen Schaden zu stiften, oder sie mindestens durch ihr loses Treiben zu beunruhigen. Man erzählt viel von ihren Streichen, aber niemals auch nur einen Zug der von Gutmüthigkeit ihres Charakters zeugte. Sie gehen

in die Viehställe und melken den Kühen die Milch ab, oder stehlen das Heu und den Hafer aus den Krippen. Wenn die Mägde die Milch in den Gefäßen unbedeckt stehen lassen, so werfen die Unnererdschkens Mist hinein, so daß das Getränk ungenießbar wird. Wer Abends mit zerbrechlichem Geschirr herumgeht, hat zu befürchten, daß ein solch kleines Wesen ihm zwischen den Beinen hindurchläuft oder sich ihm vor die Füße legt, damit man niederfalle und das Geschirr zerschlage, und viele solcher Streiche muß der Landmann sich von ihnen gefallen lassen.

Gefährlicher ist die Begier dieser Unnererdschkens, neugeborene Kinder mit scheußlichen Wechselbälgen zu vertauschen und jede Wöchnerinn hat wohl auf ihr Kind zu achten, damit es nicht von den Kobolden gestohlen werde. Je schöner das Kind ist, desto mehr verlockt es die kleinen Wesen und es ist höchst unbedacht, ein Kind unbewacht und allein zurückzulassen.

Am meisten sind ihnen die Personen verhaßt, welche mit Spott von ihnen reden. So war einmal im Dorfe Baukau ein Wirthschafts-Inspektor, der die Knechte und Mägde verhöhnte, wenn sie um den Kamin saßen und sich gegenseitig mittheilten, was ihnen

mit den Kobolden begegnet sei. Er trat zu ihnen, schalt sie ihres Aberglaubens wegen und erbot sich mit allen Unnererdschkens einen Kampf einzugehen. Als er nun einst ohne Licht auf den Heuboden ging, sprangen die Kobolde herbei und plagten ihn auf das Empfindlichste. Deß ward der Inspektor überdrüßig und schlug mit Händen und Füßen um sich, aber er konnte kein körperliches Wesen treffen — da es den Unnererdschkens gegeben ist, auch unsichtbar und als bloße Luftgestalten auf der Erde zu erscheinen — und wenn er sich abgemattet hatte durch vergebliches Greifen und Schlagen, verhöhnte ihn kicherndes Gelächter von allen Seiten. Wie nun der Inspektor die Treppe hinuntersteigen wollte, hingen sich die Kobolde ihm an die Füße, setzten sich auf seinen Nacken und rollten sich zuletzt mit ihm die Treppe hinab, so daß er zerschlagen und gebläut wieder in das Wohnzimmer trat.

Gerne halten sie sich an Orten auf, wo Jemand sein eigenes oder fremdes Menschenblut vergossen hat. So hatte auf einem anderen, unweit Danzig belegenen Dorfe ein Knecht sich des Lebens beraubt und von Stund' an fanden sich die Unnererdschkens in dem Stalle, wo das Blut geflossen war, ein.

Kaum daß die Sonne zur Rüste gegangen war, so hörte man Fußtritte auf dem Boden, bald leise dahin schleichend, bald wieder tölpelhaft polternd. Dies und ein einförmiges helles Kichern: Hihihi, waren aber auch die einzigen Zeichen ihrer Anwesenheit, und sie zeigten sich sonst weder einem menschlichen Auge, noch ließen ihre Füße auf dem Sande, den man Tags zuvor auf den Boden gestreut, Spuren zurück. Niemand von dem Gesinde mochte in der Dunkelheit in den Stall gehen und alle kündigten lieber den Dienst, als daß sie sich hiezu bewegen ließen. Das Geräusch hatte erst ein Ende, als der Stall abbrannte, was bald darauf geschah.

Man hat mir auch noch folgende Geschichte von den Unnererdschkens erzählt:

Ein Schäfer, der seines Geigenspiels wegen zu allen Festlichkeiten gebeten ward, ging eines Nachts etwas lustigen Muthes und die Saiten wacker streichend, nach seinem Hause zu. Auf einmal vertrat ihm ein kleiner Mann, der vom Kopf bis zu den Füßen gelb angezogen war den Weg, zog höflich den Hut und fragte den Schäfer: ob er einige Stunden Zeit und Lust habe, sich ein tüchtig Stück Geld zu verdienen, wenn dem so sei, möge er ihm folgen. Der Schäfer besann sich nicht lange, machte auch

seinerseits eine tiefe Reverenz und sagte, wie ihm nichts erwünschter sei, als großer Geldverdienst, damit er Tag aus, Tag ein, in der Schenke und nicht auf dem Felde liegen dürfe. Da führte ihn der Zwerg durch viele Kreuzwege in eine Schlucht, von welcher der Schäfer bis dahin noch nichts gewußt hatte, hieß ihn niederknieen, verband ihm die Augen, und als ihm nach einigen Minuten die Binde wieder abgenommen war, befand er sich in einem solch reich geschmückten Saale, daß ihm die Augen geblendet waren vor Pracht und Herrlichkeit und hat auch späterhin nichts Näheres darüber erzählen können, nur das wußte er, daß in dem Saale Hunderte solcher männlichen und weiblichen, gelb gekleideten Zwerge herumspazierten. Er aber stellte sich hin und strich seine Geige. Da reiheten sich die kleinen Wesen und führten höchst possierliche Tänze auf und wurden nicht müde, so lange der Schäfer auch spielen mochte. So mochten mehre Stunden vergangen sein, als der Führer zu dem Schäfer trat und ihm bedeutete, daß der Tanz jetzt aufhören müsse. Er verband ihm wieder die Augen, schüttete ihm, wie aus dem Klingen zu hören war, eine Menge Silbermünzen in die Taschen mit der Weisung, nichts eher hervorzuziehen als bis er in seiner Wohnung sei, und führte ihn hinaus. Die

frische Morgenluft that eine, der gewöhnlichen entgegengesetzte Wirkung auf den Schäfer, er ward betäubt, legte sich unter einen Baum nieder und schlief ein. Als er erwachte, stand die Sonne hoch am Himmel, er lag auf einem Kartoffelfelde und seine Geige neben ihm. Allmählich besann er sich auf die Ereignisse der vergangenen Nacht, und uneingedenk der letzten Warnung des Zwerges, faßte er in die Tasche, um seine erworbenen Schätze zu besehen. Aber statt des gewünschten Geldes zog er nur einen Tannenzapfen nach dem andern heraus. Wer weiß, was er gefunden hätte, wenn er erst in seiner Wohnung die Geschenke hervorgeholt?

(Mündliche Mittheilung. — Vergl. übrigens Temme's Volkssagen aus Pommern, No. 219. und Kuhn's Märkische Sagen, S. 183. u. 184.)



Inhalt.

		Seite
1.	Von dem Wirthe in Jerusalem	3
2.	Von dem Springe in Heiligenbrunn	6
3.	Von dem Komthur auf Herrengrebin	10
4.	Von dem Bauern zu Nickelswalde	12
5.	Von der versunkenen Stadt Hela	15
6.	Von dem Deichgeschwornen zu Güttland . . .	18
7.	Von dem Fischmeister auf der Scharpau . . .	20
8.	Von dem ungerechten Bürgermeister	22
9.	Von den Bauern zu Lichtenau	24
10.	Bündniß eines Schulmeisters mit dem Bösen . .	27
11.	Stein in der Ringmauer.	29
12.	Zwei Pferdeköpfe als Wahrzeichen	31
13.	Von dem versteinerten Brode	32
14.	Wie ein ungetreuer Liebhaber bestraft wurde . .	34
15.	Die entheiligte Christnacht	35
16.	Strafe des Kirchenraubes	36
17.	Großes Unwetter in Danzig	37
18.	Von dem Wärwolfe	38
19.	Von den Unterirdischen	41

Druckfehler.

Seite 12. Zeile 4. Arbeitscheu statt Arbeitsschen.

In kurzer Zeit erscheint das dritte (Schluß-) Heft dieser Sagensammlung, welches namentlich eine Einleitung und einige Volkslieder aus hiesig.r Gegend enthalten wird. (Ein Umschlag ist dem ersten Hefte beigegeben.)

In demselben Verlage erschien: Danziger Sagen, gesammelt von O. F. Karl. Heft I. 5 Sgr.

Auch ist durch den Verleger dieser Schrift zu beziehen: Die Flagge „diese Blätter gehören dem Volk.“ Monatsschrift. Herausgegeben von H. Bertholdi (Selbst-Verlag) No. 1—3. Von November 1843 bis Januar 1844. à 6 Sgr.
